Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 21 (2014)
Heft: 240

Rubrik: Positionen

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Sebastian Stadler
Beute Nr. 5
→ [Abb. 5, S. 41]

Redeplatz

«Da muss man sich fragen: Wars das?»

→[Abb. 6, S. 37]

Fred Kurer ist nach einer Infektion knapp dem Tod entronnen und hat danach ein Theaterstück geschrieben: *Mit beiden Beinen.*

Den Anstoss zu Ihrem Theaterstück gab eine lebensbedrohende Krankheit...

Das Unglaubliche ist passiert, dass eine Kortisonspritze, die ich als Asthmatiker bekomme, vergiftet gewesen sein muss. Ich konnte praktisch nicht mehr gehen, wurde in Samedan notfallmässig operiert, war wochenlang im Spital. Ich war ganz übel dran. Da fängt man an, sich Gedanken zu machen.

Nämlich?

Man hat wahnsinnige Schmerzen, kann nichts mehr tun – ich habe damals praktisch abgeschlossen mit meinem Leben und habe dies auch mit meiner Familie besprochen. Bis mich ein befreundeter Arzt eines Besseren belehrte: Das kommt schon wieder... Im Nachhinein sehe ich es positiv, wenn man einen solchen Endpunkt erreicht und sich fragen muss: Wars das? Bei mir überwog ein Gefühl der Dankbarkeit: Doch, ich habe ein gutes, erfüllendes Leben gehabt.

Das Theaterstück *Mit beiden Beinen* ist aus dieser Krisen-Erfahrung entstanden?

Die Erfahrung hauptsächlich der Genesung und das quasi neu geschenkte Leben liessen mir keine Ruhe. Wegzugehen und neu anzufangen: Mit diesem Thema habe ich zeitlebens zu tun gehabt. Ich bin immer wieder weg von St.Gallen, bin teils monatelang gereist – und immer wieder schön zurückgekommen. Hier mit der Krankheit stellte sich das Thema von Neuem und wollte es noch einmal wissen.

Warum sind Sie jeweils zurückgekommen? Ihre Reisen waren weitläufig – St.Gallen ist klein...

Es ist vermutlich das kleinbürgerliche Dasein, das einen einholt, die Familie, das Unterrichten. Ich kam jeweils gern zurück, getreu dem Stichwort «St.Gallen und andere Liebschaften». Ich bin ein immer wieder Bleibender. Mit blinzelnd inniger Liebe zu St.Gallen und der Ostschweiz.

Weggehen – ist das auch eine Einübung in den letzten, unwiderruflichen Aufbruch? Eine Übung auf den Tod hin?

Ich denke schon. Für mich war das eine zentrale Erfahrung, dass ich mir diese letzte Frage stellen durfte und musste. Und dass ich sagen konnte: Ja, ich könnte gehen. Klar – wenn es dann soweit kommt, ist die Angst vielleicht auch da.
In unserer Zeit, für die alles machbar scheint, ist beinah das einzige, wo wir uns nicht frei entscheiden können, der Tod. Man nimmt uns das Glück, wenn wir alles entscheiden können, von der Wahl des Telefonanbieters bis zum Geschlecht unserer Kinder. Ich halte das für eine grosse Zeitfrage, das Zuviel an Entscheidungsmöglichkeiten – und im Gegensatz dazu die Tatsache, dass wir permanent überwacht sind, dass im Grunde ständig über uns entschieden wird.

Im Stück entscheidet sich Ihre Hauptfigur Gian, ein an den Rollstuhl gefesselter pensionierter Historiker, den Protesten seiner Familie zum Trotz dafür, in das abgelegene Haus seiner Grosseltern im Engadin zu ziehen.

Es geht um die Frage: Was macht man noch im Alter? Man wird unentschlossener... es ist ein schwieriges Alter... Ich überlege mir im Grunde seit meiner Pensionierung, was noch sein soll in der Zeit, die mir zur Verfügung steht. Sehr viele Leute in meinem Alter stellen sich diese Frage. Aufhören? Oder etwas riskieren? Lohnt es sich noch – diese ganz blöde, typische Schweizer Frage. Gian fängt noch einmal an, und vielleicht überschätzt er sich. *Mit beiden Beinen* ist auch ein Stück über das Sich-Überschätzen.

Das Projekt, das Gian anpackt, ist die eigene Familiengeschichte. Vergangenheit statt Zukunft ist seine Devise, und seinem Sohn wirft er vor, dass dieser kein Geschichtsbewusstsein hat. Ein Generationenkonflikt?

Ich denke schon, dass die Herkunft in einem gewissen Alter wichtig wird. Und dass das wiederum eine sehr heutige Frage ist: Woher kommst du? Botho Strauss hat gerade ein Buch mit dem Titel *Herkunft* geschrieben, bei Modiano finde ich das Thema auch – wenn man sich auf etwas fokussiert, entdeckt man ja immer gleich all die Bücher, die sich mit demselben Stoff befassen.

Autonomie kann, so auch in Ihrem Stück, im Alter eine sehr schmerzhafte Herausforderung sein.

Ich sehe das bei uns im Quartier. Als wir einzogen, gehörten wir zu den Jungen, dann sah man die Leute altern, gehört schliesslich selber dazu. Meine Figur Gian hat es vergleichsweise gut, trotz abgelegenem Haus. Er findet auch eine junge Frau, die sich für ihn interessiert. Das ist ein Glück, wenn die Jugend auftaucht und erst noch in weiblicher Gestalt.

Der Alte hält seine Stellung ...

...ja, aber sie wird zunehmend bedenklich.

Steckt in der Figur Gian viel Autobiografisches drin?

Einiges. Ich habe reale Namen gewählt, die Figuren aber schön vermischt. Eine kleine Spielerei... und hilfreich, konkrete Personen vor sich zu sehen. Hauptsächlich aber hatte ich für die Hauptfigur den Schauspieler Arnim Halter vor mir, seinen Kopf, seine Art, sich zu bewegen. Er kann diese Grantigkeit spielen, das war für mich das Bild, das ich immer vor mir hatte.

Wie sieht das beim Theaterautor Fred Kurer selber aus, jetzt im mittelhohen Alter – bleibt da noch Unerfülltes, Unerledigtes?

Ich glaube, für mich selber hier etwas Neues probiert zu haben. Und wichtig war auch, das Stück fertig zu schreiben und zu sehen, dass es sofort akzeptiert wurde vom Theater. Es wäre natürlich schön, wenn dieses Stück nachgespielt würde. Reizvoll wäre es auch, einmal eine Produktion in der Lokremise machen zu können. Ich hätte sicher Stoff für weiteres. Aber ich will mich nicht als Dramatiker aufspielen. Immerhin: Nach *Nacht der offenen Tür* 1987 im Figurentheater, unter Arnim Halters Regie, ist es das zweite Stück, von dem ich sagen würde: Das ist mir einigermassen gelungen.

Uraufführung *Mit beiden Beinen*:
Freitag, 5. Dezember, Theater Parfin de siècle St.Gallen. Weitere Vorstellungen bis 23. Januar. Mit Arnim Halter, Ursula Affolter und Nathalie Hubler, Regie: Regine Weingart.

Fred Kurer, 1936, war Gymnasiallehrer und Leiter der Kellerbühne (1967–74). Er ist Autor von Gedichtbänden und Theaterstücken, Herausgeber und Übersetzer.

Text: Peter Surber

Einspruch
Greenpeace

Sehr geehrte Damen und Herren

Sie haben kürzlich Jodtabletten in Ihren Briefkasten bekommen oder werden diese in den nächsten Tagen noch erhalten. In der Öffentlichkeit wurde die Verteilung kontrovers diskutiert, was zu Missverständnissen und Unklarheiten führte. Wir haben festgestellt, dass wir ungenügend über die Verteilung informiert haben. Mit diesem Brief möchten wir einige wichtige Informationen ergänzen:

- Sie erhalten Jodtabletten, weil wir einen Unfall in einem Schweizer Kernkraftwerk leider nicht ausschliessen können.
- Jodtabletten schützen Sie nicht vollumfänglich vor den Folgen eines Kernkraftwerk-Unfalls, sondern nur vorübergehend gegen dabei freigesetztes radioaktives Jod. Es können weitere radioaktive Stoffe wie Cäsium oder Strontium freigesetzt werden, die Krebs und Leukämie verursachen können. Die Einnahme von Jodtabletten schützt Sie nicht gegen diese Substanzen und ihre Folgen.
- Nach einem Unfall können Lebensmittel und Trinkwasser stark radioaktiv verseucht werden, auch in sehr grosser Entfernung vom Unfallreaktor. Wie damit umgegangen werden soll, ist unklar.
- Jodtabletten sind am wirksamsten, wenn sie kurz vor dem Durchgang einer radioaktiven Wolke eingenommen werden. Wir können aber nicht garantieren, dass die Aufforderung, die Tabletten einzunehmen, rechtzeitig erfolgt.
- Je nach Windrichtung und -stärke kann sich die radioaktive Wolke bei einem Kernkraftwerk-Unfall über hundert Kilometer ausbreiten. Der Bund verteilt Jodtabletten aber nur an Haushalte, Betriebe und öffentliche Einrichtungen in einem 50-km-Radius und nur auf Schweizer Boden.

Wir möchten betonen, dass die Stilllegung der fünf Schweizer Kernkraftwerke einen wirksameren Schutz gegen nukleare Risiken darstellen würde als Jodtabletten. Bisher hat es das Schweizer Parlament jedoch abgelehnt, die Betriebsdauer der Kernkraftwerke zu begrenzen.

Die Verteilung von Jodtabletten alle zehn Jahre wird neu in einem Radius von 50 anstelle der bisherigen 20 Kilometer um Schweizer AKWs durchgeführt. Zu dieser Zone gehört nun auch Winterthur, im Gegensatz zu benachbarten Regionen jenseits der Landesgrenzen, die leer ausgehen.

Greenpeace verschickte den obenstehenden Brief, der dem offiziellen Schreiben der Schweizer Behörden zum Verwechseln ähnlich sieht, an 1 Million Haushalte und relativierte damit die «irreführende Behauptung, mit den Jodtabletten sei man im Notfall gut geschützt».

Stadtpunkt

The dark side

→ [Abb. 7, S. 37]

Wir haben es schon lange gewusst, schliesslich liegt Vaduz mit seinen Briefkästen ganz in der Nähe, oder?

Trotzdem sind wir über die neoliberale Dreistigkeit erstaunt, welche die Luxemburg Leaks nun ins öffentliche Bewusstsein gerückt haben. Die Steuervermeidungsindustrie, die von Gesellschaften wie PWC, KPMG oder Ernst & Young orchestriert wird, die auch hierzulande gerne von Kommunen beratend beigezogen werden, reizt zwar legale Spielräume aus, ist letztlich aber nichts anderes, als die organisierte Verhöhnung von Sozialstaat und solidarischer Gesellschaft.

Bei genauerem Hinsehen haben diese Umtriebe erschreckend viel mit uns zu tun. Mit unserem Kanton, der jedem ökonomisierten Jux eine Huldigung erbringt, mit unserer Stadt, der «Investoren» wichtiger zu sein scheinen als die soziale und kulturelle Vielfalt.

Pauschalbesteuerung (die es vielleicht beim Erscheinen dieser Kolumne nicht mehr gibt), Verkauf von städtischen Landressourcen, das mystifizierte Standortmarketing und die Verunglimpfung von marginalisierten Bevölkerungsgruppen als «Sozialbetrüger» entspringen derselben Haltung, die auch an der Heuchelei hinter den Luxemburger Steuervereinbarungen nichts Falsches zu erkennen mag.

Wer sind denn bei uns die Handelnden, die neoliberale Konzepte über das Gemeinwohl stellen? Welche Partikularinteressen verfolgen sie und wer profitiert von einer Stadt, die sich nach einer rein ökonomischen Logik entwickeln soll? Wer schafft es, sich in der städtischen Öffentlichkeit Gehör zu verschaffen und wer wird an den Rand gedrängt?

Und wenn ich schon am Fragen stellen bin, dann gehören auch diese unbedingt hierhin: In welcher Stadt wollen wir leben? Wie soll eine soziale, gerechte Stadt aussehen?

Fürs Erste sollten wir aufhören, der Behauptung zu glauben, die steuerliche Begünstigung von Unternehmen und einigen Privilegierten komme uns allen zugute und das Wohl der Stadt hänge allein davon ab. Letztlich ist Steueroptimierung nichts anderes, als die Verlagerung der Lasten von Oben nach Unten, gefolgt von Sozialabbau und Einschnitten in die öffentliche Infrastruktur.

Die Luxemburg Leaks könnten ein Anlass sein, die öffentliche Aufmerksamkeit in unserer Stadt auf Möglichkeiten zur Teilhabe aller zu richten.

Schaffen wir Platz für Stadtutopien.

Dani Fels, 1961, ist Dozent an der FHS St.Gallen und Fotograf. Er schreibt monatlich die Stadtkolumne in Saiten.

Hört, hört I

Aktive städtische Bodenpolitik

Wie lässt sich in einer Stadt wie St.Gallen eine ausgewogene Entwicklung zwischen Wohnen und Arbeiten einigermassen steuern? Unter anderem über die Bodenpolitik. Vorausgesetzt man überlässt diese nicht einfach «dem Markt». «Der Markt» und die Eigentümerrechte führen nämlich dazu, dass Wohnen unerschwinglich wird und die Handwerker ins öde Gewerbegebiet am Stadtrand umziehen müssen.

Die Stadt St.Gallen betreibt eine zögerliche Bodenpolitik. Am heissesten diskutiert wird das Areal Bahnhof Nord. Hier wollte der Stadtrat das Klubhaus und das Wohnhaus nebenan nicht kaufen und die bereits ihr gehörenden Grundstücke einem Investor abtreten. Damit hätte die Stadt eine der grössten Chancen vertan, die Entwicklung mitten im Zentrum zu steuern. Dabei erkennen alle, die hier vorbeikommen, wie öde der Vorplatz der Fachhochschule ist, und fragen sich, wieso es direkt neben einer leeren Tiefgarage so viele oberirdische Parkplätze braucht.

Die Stadt darf deshalb diese Chance nicht verpassen. Sie kam in den letzten Jahren schon an anderen Orten zu spät. Das Areal des Güterbahnhofs hat ihr der Kanton weggeschnappt. Er behält es als strategische Reserve und baut dort irgendwann vielleicht ein Justizzentrum oder eine neue Pädagogische Hochschule als Ersatz fürs Hadwigschulhaus. Konkrete Pläne sind nicht bekannt. Im November wurde der Deal am Platztor abgeschlossen: Die Stadt hat das Areal innert weniger Tage fast diskussionslos dem Kanton verkauft, damit dort später einmal die Uni-Erweiterung möglich wird.

Klar, es gibt Widerspruch: Es steckten mehrere Liegenschaftsgeschäfte in der Vorbereitungsphase, sagte der Stadtrat im Sommer als Antwort auf eine Interpellation. Und man habe ja auch ein Haus gekauft: Die sozialen Dienste der Stadt werden an den Bahnhof Haggen umziehen. Dort hat die Stadt den Bürobau Haggenstrasse 45 erworben. Und sie hat in St.Fiden das Güterbahnhofareal entlang der Bachstrasse gekauft. Die Migros wolle dort erweitern oder neu bauen, so viel ist bekannt. Doch was sonst aus dem Streifen werden soll, weiss niemand so recht.

Weder Bahnhof Haggen noch Bahnhof St.Fiden sind Brennpunkte der Stadtentwicklung. Die Investoren – «der Markt» – wollen so nah wie möglich ins Zentrum, denn sie sind profitgesteuert. Als börsenkotierte Firmen müssen sie steigende Substanz und Gewinne ausweisen. Deshalb wollen sie Boden kaufen. Wer das Land besitzt, das sich nicht vermehren lässt, sitzt quasi auf der Goldgrube.

Eine aktive Bodenpolitik der öffentlichen Hand könnte Gegensteuer geben – mit einem uralten, bewährten Instrument: Den Boden nicht verkaufen, sondern im Baurecht abgeben. Nach einer vereinbarten Frist erlischt dieses Baurecht, dann kann die öffentliche Hand neu entscheiden, wie es weiter gehen soll. Den Stadtrat von heute scheint das aber kaum zu interessieren.

René Hornung

Hört, hört II
Grundrechte à discretion

In St.Margrethen darf frau weiterhin Hijab tragen im Unterricht – dank der Glaubensfreiheit. «Dieses Grundrecht wird nicht durch Wohlverhalten verdient, sondern steht jeder Person voraussetzungslos zu», hiess es Mitte November in der vorläufigen Urteilsbegründung des St.Galler Verwaltungsgerichts – eine Fast-Laudatio auf die verfassungsmässig garantierten Grundrechte der Freiheit und Gleichheit. Ausgerechnet darauf berief sich auch die Junge SVP. Allerdings sah sie ebendiese Grundrechte «mit Füssen getreten» durch den St.Galler Gerichtsentscheid. «Scharia steinigt unser Schweizer Recht» so der Titel ihrer denkwürdigen Medienmitteilung. Und weiter: «Die Schulgemeinde St.Margrethen hat das Urteil unbedingt anzufechten.»

Der einzig vernünftige Satz. Damit wäre nämlich das Bundesgericht am Zug. Und weil das Rheintaler Kopftuchverbot auf einem Volksentscheid basiert und nicht wie beispielsweise im thurgauischen Bürglen nur auf einer Verordnung, könnte das Bundesgericht in diesem Fall auch verbindliche Rechtsgrundlagen schaffen, sprich klären, ob ein solches Verbot im Unterricht überhaupt mit der Verfassung vereinbar ist. Endlich. Ansonsten wird unsere Agenda nämlich weiterhin von irgendwelchen islamophoben Hetz-Kampagnen und Schein-Vorstössen diktiert.

Und wenn das Klima hierzulande dann so richtig giftig ist, liebäugelt offenbar selbst das kantonale Verwaltungsgericht mit einem Kopftuchverbot. Spätestens dann, «wenn sich eine ernsthafte Gefährdung des Religionsfriedens abzeichnen sollte». So jedenfalls steht es in oben genannter Kurzbegründung des St.Margrethener Urteils. Wir lernen also: Grundrechte sind etwas für Minderheiten.

Corinne Riedener

Stimmrecht
Arrangierte Ehe
→[Abb. 8, S. 44]

Kürzlich referierte ich an einer Schule über die arrangierte Ehe einer Bekannten von mir. Dabei lernte ich auch einiges über dieses Thema dazu. Ich hatte schon oft davon gehört, jedoch noch nie von einer Person mit Erfahrung ihre eigene Geschichte gehört. Eine Kollegin erzählte mir aus ihrem Leben und brachte uns ihre Erfahrungen näher. Um in dieses Thema einzusteigen, gibt es an dieser Stelle einen kleinen Einblick in ihre Vergangenheit.

Eine junge somalische Frau, deren Name aus Datenschutzgründen nicht genannt wird, wuchs in einem kleinen Dorf, südlich von Mogadischu, in Somalia auf. Als sie 17 Jahre alt wurde, arrangierten ihre Eltern eine Ehe mit einem Mann aus der Nachbarschaft, welcher zehn Jahre älter war als sie. «Anfangs», sagt sie, «war es sehr ungewohnt und seltsam für mich, doch mit der Zeit hat sich dieses Gefühl wieder gelegt.» Mittlerweile ist sie in einer sehr zufriedenen Ehe mit ihrem Mann und hat sieben Kinder. Rückblickend antwortet sie auf die Frage, was sie anders getan hätte in ihrem Leben, dass sie lieber mit einem gleichaltrigen Ehemann zusammen wäre und bei der Wahl des Ehepartners gerne selbst entschieden hätte. Sie fühlte sich von ihren Eltern ausgegrenzt bei der Bestimmung ihrer Zukunft. Aber dennoch ist sie momentan sehr zufrieden mit ihrer jetzigen Ehe, und sie konnte eine gute Beziehung aufbauen.

Längst nicht jede arrangierte Ehe verläuft so reibungslos und glücklich. In vielen Fällen verstehen sich die Partner nicht und es entstehen von Zeit zu Zeit Konflikte und Streitigkeiten. Doch Streitigkeiten gibt es in allen Ehen, auch in Ehen, in welchen die beteiligten Partner freiwillig zueinander gefunden haben.

Dieses Thema wird in der Gesellschaft oft kritisch betrachtet und in den Medien häufig negativ bewertet. Dabei ist es in manchen Regionen, so auch in Teilen von Somalia, noch heute gang und gäbe, dass die Eltern die Ehe der Kinder mit organisieren. Die jüngere Bevölkerung lehnt sich auch nicht gegen dieses System auf und überlässt es den Eltern. Schliesslich ist in Somalia der Respekt vor den Eltern immens und wird von den Kindern nicht in Frage gestellt.

Dieses System hat viele Nachteile, aber auch Vorteile. Man sollte für sich selber abwägen, welche mehr Gewicht besitzen und welchen Weg man einschlagen möchte.

Leyla Kanyare, 1971, kam 1991 aus Somalia in die Schweiz, ist Mutter, Dolmetscherin, Gründerin und Präsidentin des Somalischen Integrationsvereins der Ostschweiz (SIVO). Sie lebt in St.Gallen und schreibt monatlich in Saiten.